

Lex Bosman, Ian P. Haynes und Paolo Liverani (Hrsg.): The Basilica of Saint John Lateran to 1600 (British School at Rome Studies); Cambridge/New York/Melbourne: Cambridge University Press 2020; xxviii u. 580 S., 251 Abb.; ISBN 978-1-108-83976-1; € 110

Als römische Bischofskirche erhob die in ihrer Frühzeit als Basilica constantiniana bekannte, später mit dem Patrozinium des Erlösers und der beiden Johannes verbundene Lateranbasilika den Anspruch, die ranghöchste Kirche der westlichen Christenheit zu verkörpern. Auf Pilger und moderne Touristen übte sie dagegen schon wegen ihrer topografischen Lage, dann aber auch aufgrund des fehlenden Heiligengrabes nie jene Faszination aus, wie sie der stets mit ihr rivalisierenden Peterskirche zukam. Da ihre mit dem 15. Jahrhundert einsetzende Neugestaltung nur wenige Künstler der allerersten Garde einbezog, hielt sich auch das kunstwissenschaftliche Interesse, wieder gemessen an Sankt Peter, in Grenzen. Den Herausgebern dieses Bandes, der auf eine Tagung an der British School at Rome vom September 2016 zurückgeht, schien es somit an der Zeit, die Geschichte der Basilika und ihrer anliegenden Bauten – ausgenommen bleibt der Papstpalast – einer erneuten Betrachtung zu unterziehen.

Noch bevor er in die Lektüre einsteigt, stößt sich der Leser an den formalen Schwächen der nun vorliegenden Publikation. Lagepläne, aber auch einzelne Fassadenrisse mitsamt der erläuternden Texte (475–478) sind so kleinformig reproduziert, dass er zum Vergrößerungsglas greifen muss. Viele Architekturfotos wirken aufgrund ihrer Fluchtlinien überaus dilettantisch, unzulänglich sind die Farbwiedergaben, und selbst die computergestützten Rekonstruktionen der Innenräume suggerieren hässlich ‚wackelnde‘ Wände. Heemskercks Vedute des Lateranpalastes erscheint im selben Aufsatz (469, 483) gleich zweimal! Der Eindruck, dass der Band ein sorgfältigeres Lektorat benötigt hätte, bestätigt sich beim Lesen. Widersprüche der Autoren untereinander sind nicht selten. Mag man das bei den archäologischen Beiträgen noch als unterschiedliche Ausdeutungen derselben Grabungsbefunde stehenlassen, so befremdet es, wenn die Nordfassade der mittelalterlichen Basilika mit ihren Türmen mal in den Pontifikat Nikolaus' IV. (1288–1292) beziehungsweise in die Zeit um 1300 (274, 338), dann aber auch in die Amtsperiode Gregors XI. (1370–1378) datiert wird (470). Dieselbe Bulle Pius' V. wird mithin gemäß ihrer im 18. Jahrhundert erfolgten Edition zitiert, andernorts jedoch aufgrund der handschriftlichen Überlieferung, als sei sie nie gedruckt worden (470, 496). Fragen mag man sich darüber hinaus, warum sämtliche Autorinnen und Autoren ihre Beiträge in mehr oder weniger gelungenem Englisch vorlegen, obwohl nicht mehr als ein Viertel von ihnen englische Muttersprachler sind. Aus welchem Grunde zeigt sich das Fach derzeit so bereit, seine Internationalität aufzugeben?

Der erste Teil des Buches ist dem antiken, das heißt dem vorkonstantinischen Lateranbereich gewidmet und wird überwiegend von den Mitgliedern des ‚Lateran Project‘, eines 2012 gegründeten Forscherverbundes unter der Leitung von Ian P. Haynes, Paolo Liverani, Giandomenico Spinola, Salvatore Piro und Iwan Peverett, bestritten. Aus der Arbeit des Projekts liegen bereits etliche ‚Interim Reports‘ und Einzelaufsätze vor; auch manche in dieser Neuerscheinung vorgestellten Pläne, Bauaufnahmen und Rekonstruktionen sind dort bereits wiedergegeben, sodass die hier publizierten Beiträge sich wohl eher als Zwischenetappen in einem noch lange fließenden Publikationsstrom denn als definitive Aussagen verstehen dürften. Zum Stolz der Forschergruppe gehört es, mit modernen technischen Mitteln zu arbeiten. So hat sie die Kirche und ihre weitere Umgebung unter anderem mit Georadar untersucht und legt hier einen Überblick dieser Ergebnisse vor (Piro, Haynes, Liverani und Daniela Zamuner, 52–70). Der Ausdeutung verschiedenster in wechselnden Tiefen zu beobachtender ‚Anomalien‘ entnimmt man, dass die antiken Bauten im Nordosten des Lateranbaptisteriums, ganz wie die unter der Basilika, auf die westlich der Apsis verlaufende Via Tusculana hin ausgerichtet waren und dass die Lage des leoninischen Tricliniums bei der Sancta Sanctorum-Kapelle wohl doch ein wenig verändert zu denken ist; präzisieren lässt sich auch die Gestalt der *Castra nova equitum singularium* unter der christlichen Anlage. Überraschend wirken diese Einsichten freilich nicht.

Die großen Bebauungsphasen des zur Diskussion stehenden Stadtgebiets scheinen mittlerweile deutlich. In augusteischer Zeit entstand am Ort der späteren Basilika eine *Villa suburbana*, die Spinola zufolge das gesamte Areal zwischen der Via Tusculana im Westen und der Via Asinaria im Osten sowie der Aurelianischen Mauer als südliche und der Aqua Claudia als nördliche Grenze beanspruchte. Seit flavischer Zeit unterlag dieser Distrikt verschiedenen Umgestaltungen, bevor er durch Septimius Severus bei Ende des 2. Jahrhunderts einer neuen Funktion zugeführt wurde, ließ dieser Kaiser auf dem Terrain der Villa doch die besagten *Castra nova equitum singularium*, die Kaserne einer berittenen Eliteeinheit, errichten. Da diese Truppe bei der epochalen Schlacht an der Milvischen Brücke (312) auf Seiten des Maxentius gekämpft hatte, löste Konstantin den Verband nach seiner Einnahme der Stadt auf, zerstörte die Kaserne und setzte auf dasselbe Plateau den ersten monumental Kirchenbau Roms. Nach Spinola soll es sich bei der imposanten kaiserzeitlichen Villa um den Besitz des Plautius Lateranus gehandelt haben, der anlässlich der Pisonischen Verschwörung gegen Nero – die Pisonen lebten auf dem westlich angrenzenden Areal – enteignet worden sei. Dieser Villa der Laterani verdanke die Region ihren noch heute gebräuchlichen Namen. Liverani macht hingegen geltend, dass nicht Plautius Lateranus, sondern der mehrere Generationen jüngere Sextius Lateranus als Namensgeber gewirkt habe. Sicher ist, dass Sextius von Septimius Severus eine Residenz erhielt, die sich laut Liverani im Nordosten des Gebiets, nahe der heutigen Sancta Sanctorum, befunden haben soll. Hier sei, so hat der italienische Archäologe in den letzten Jahren oftmals betont, dann auch der *Nucleus* des Papstpalastes anzusiedeln, und diesen Ort meinten die frühen christlichen Quellen, wenn

sie von den ‚aedes Lateranorum‘ oder ‚Laterani‘ sprechen, wohingegen die Erinnerung an Plautius Lateranus, 130 Jahre nach seiner ‚damnatio memoriae‘, kaum noch mit dem Areal verknüpft worden sein dürfte. Welchen Ahnherrn man auch ins Auge fasst, die vorgeschlagene Lokalisierung der späteren Laterani-Bauten und somit auch die der frühesten päpstlichen Residenz scheint fragwürdig. Einer freilich etwas unsicheren Quelle von 1629 zufolge fand man die berühmten Fragmente der Bleirohre mit den Aufschriften ‚SEXTI‘ und ‚TORQUATI LATERANI (CIL XV 7536)‘, die vermutlich zu einer Wasserleitung gehörten, welche die Aqua Claudia mit den ‚aedes Laterani‘ verband, 1595 beim Bau der neuen Sakristei Clemens’ VIII. und somit südwestlich der Apsis des christlichen Gotteshauses,¹ was sich schwerlich mit den archäologischen Funden im Nordosten des Bezirks vereinen ließe. Sehr viel eher würde diese Nachricht zu der Vermutung von Christian Gnillka passen, der eine Nachricht des Prudentius, die Katechumenen kämen bei den ‚Laterani aedes‘ zusammen, um dort die Salbung mit dem Chrisma zu empfangen, mit den Aufgaben und Räumlichkeiten des Baptisteriums in Verbindung brachte. Die Diskussion sollte weitergehen.

Verschiedene Beiträge beschäftigen sich mit den Castra der Equites singulares. Haynes und Liverani stellen hier eine anschauliche Rekonstruktion vor (104), nehmen diese jedoch – und auch hier bekundet sich das Vorläufige der publizierten Beiträge – auf derselben Seite schon wieder zurück, denn die Bauten scheinen in ihrer Grafik zu dicht aneinandergedrängt, das Areal für eine, freilich nicht ganz sichere, Truppenstärke von 1000 Mann zu klein. Unklar stellt sich die Lokalisierung der Stallungen dar. Mit einem Teilbereich des Militärlagers, nämlich dem sogenannten trapezoiden Gebäude, das sich im Westen an die Umfassungsmauer anschloss und schon auf den Plänen des 16. und 17. Jahrhunderts angedeutet wird, setzt sich auch Spinola auseinander, der in ihm das ‚valetudinarium‘ der Kaserne, ein Lazarett mit Walkerei, erkennen möchte. Dieser klaren Zuordnung gegenüber behaupten Haynes und Liverani, die Datierung des Baus bleibe unbestimmt! Von der Gleichzeitigkeit mit der Kaserne geht dagegen auch Sabina Francini nur wenige Seiten später aus (125, 129, 131).

Auf Seite 134 gelangt das Buch schließlich bei der christlichen Basilika an, die der Titel verspricht. Auch jetzt zeigt sich das Vorgehen stark archäologisch geprägt. Maueranalysen und den neuerdings so beliebten Säulenforschungen, die der Provenienz und dem Verbleib einzelner Marmorschäfte nachspüren, kommt viel Gewicht zu. Über den Bau selbst hinausführende stilgeschichtliche und bautypologische Fragestellungen – etwa das vieldiskutierte Problem der Herkunft des basilikalen Genus – treten dagegen ganz zurück. Am Anfang steht eine ‚Visualisierung‘ des konstantinischen Kirchenraumes, die Lex Bosman zusammen mit mehreren Mitgliedern

1 Dazu: Ingo Herklotz, „Antonio Bosio e Giovanni Seuarano. Precisazioni su una collaborazione“, in: *Studi romani* 56 (2008), S. 233–248, hier S. 241–244. Weitere Fragmente dieser Wasserleitung fanden sich 1970 im Bereich des Ospedale di San Giovanni, somit ebenfalls im Westen der Basilika: *Valnea Santa Maria Scrinari, Il Laterano imperiale*, Vatikanstadt 1991–97, Bd. 1, S. 10; und Bd. 2, S. 333, C 6, mit Abb. auf S. 336. Folgerichtig hatte die ältere Forschung die ‚aedes Laterani‘ in diesem Umfeld des Areals vermutet.

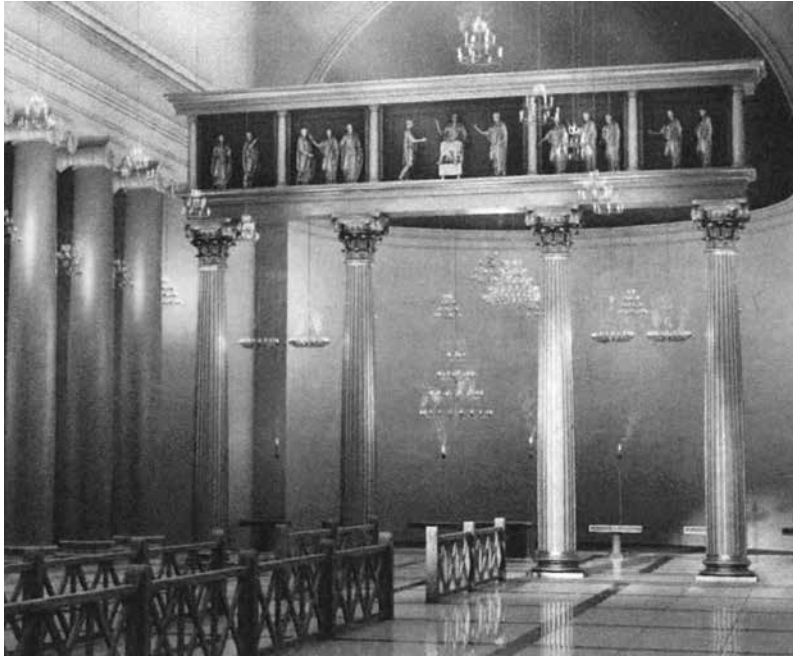


Abb. 1: Rom, Lateranbasilika: Das konstantinische ‚fastigium‘ vor fensterloser Apsis. Rekonstruktion von Bosman, Liverani, Peverett (163)

des ‚Lateran Project‘ (Liverani, Peverett, Haynes) erarbeitet hat. Ein langer Vorspann zu den eingesetzten Mitteln, neben Georadar auch Fotogrammetrie, orthorektifizierte Fotografie und 3D-Scans, schrauben die Erwartungen der Leser in die Höhe. Die folgende „digital interpretation of the building“ (141) ist jedoch schlechterdings enttäuschend und entlarvt den technischen Aufwand eher als Spielerei denn als seriöses Instrument wissenschaftlicher Problemlösungen. Da werden drei verschiedene Alternativen der Dachstrukturierung angeboten, das Mittelschiff erscheint sowohl mit Arkaden wie auf Gagliardis bekanntem Fresko aus San Martino ai Monti als auch mit Architraven rekonstruiert, gleichwohl man für den konstantinischen Bau von horizontalen Abschlüssen ausgeht. Ohne genauere Begründung wird dasselbe Mittelschiff von Säulen mit einheitlich ionischen Kapitellen gerahmt – in älteren Veranschaulichungen hatten die Mitarbeiter des Projekts noch korinthische Kapitelle eingesetzt –, und die von Borromini dokumentierten Blöcke unter den Bogenansätzen zwischen den Seitenschiffen wachsen zu imposanten Kämpfern heran! Eine fensterlose Apsis schließt den dunklen Raum ab, denn – so erfährt der staunende Leser – man wolle keine Elemente späterer Bauten auf die lateranensische Basilika rückprojizieren. Weist die Palastaula in Trier etwa keine Apsisfenster auf? Unergründlich bleibt darüber hinaus, warum die hier vorgestellte Rekonstruktion des konstantinischen ‚fastigium‘ (Abb. 1), eines einzigartigen im *Liber pontificalis* beschriebenen Hybrids,

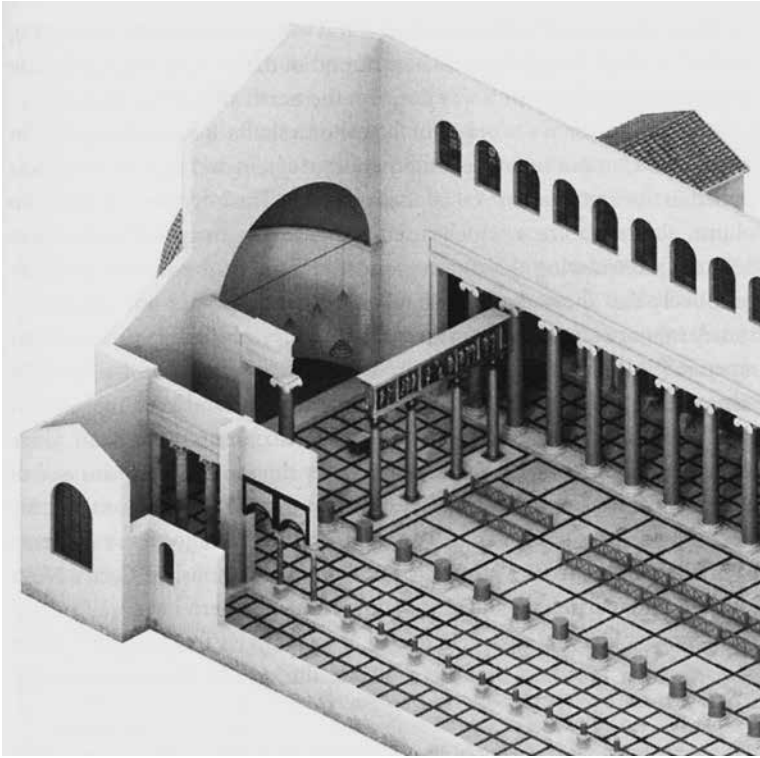


Abb. 2: Rom, Lateranbasilika: Grundriss der konstantinischen Basilika mit vier im Westen durchlaufenden Kolonnaden. Rekonstruktion von Bosman, Liverani, Peperett (193)

das von seiner Typologie her zwischen Triumphbogen und Templonschranke anzusiedeln ist, besser sein soll als die bekannte ältere Visualisierung von Sible de Blaauw, welche sich immerhin an die Form des ‚syrischen Bogens‘ und zeitgenössische Säulensarkophage angelehnt hatte. Brauchbar scheinen immerhin die Überlegungen zu den im Kircheninnern verwendeten Lampentypen. Ihr ansonsten gewagtes, den scheinbar strengen (natur-)wissenschaftlichen Methoden entgegengesetztes Vorgehen begründen die Autoren damit, dass sie „visualization“ auch als „provocation“ verstehen (139, 167). Der Anspruch liegt offenbar nicht darin, Probleme verbindlich zu lösen, wie es glücklicherweise auch heute noch das Ziel vieler Wissenschaftler ist, sondern Diskussionen loszutreten, die dann natürlich eine Fortsetzung der Publikationsströme, neue Tagungen und weitere Drittmittelanträge rechtfertigen. So hält sich das akademische System selbst am Leben!

Sehr viel bedenkenswerter scheint Bosmans Beitrag *Constantine's Spolia*, der sich mit den Säulen der fünfschiffigen Basilika auseinandersetzt (168–197). Krautheims Annahme, dass im Mittelschiff einheitliche Schäfte aus Rosengranit, zwischen

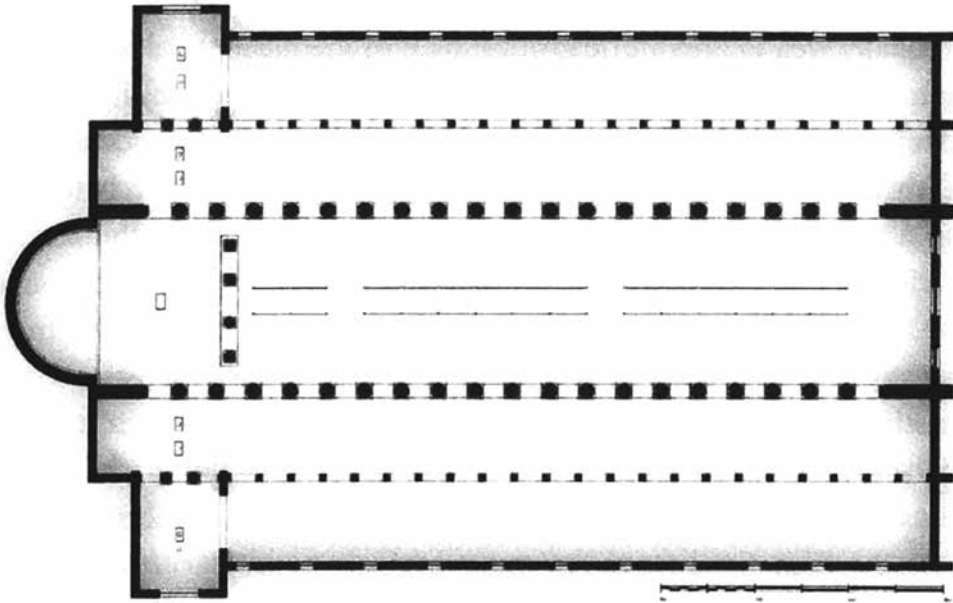


Abb. 3: Rom, Lateranbasilika: Achsonometrische Darstellung der konstantinischen Basilika mit ‚giallo antico‘-Säulen im Westen der südlichen Kolonnade. Rekonstruktion von Bosman und Peverett (193)

den Seitenschiffen hingegen ‚verde antico‘-Säulen verwendet wurden, kann der Autor bestätigen. Auf das Problem der Kapitelle geht er allerdings auch an dieser Stelle nicht ein, baut aber eine andere Beobachtung aus. Zwei imposante mit Kanneluren versehene Säulen aus numidischem Marmor (‚giallo antico‘), die sich seit der Zeit um 1600 unter der neuen Orgel im Querhaus der Kirche befinden, standen zuvor in der Kolonnade des aus dem späten 12. Jahrhundert datierenden Portikus an der Ostfassade der Kirche. Vom Typ her sind sie identisch mit den Säulen am Konstantinsbogen und dürften deshalb aus demselben antiken Bauwerk stammen. Damit erhöht sich aber, wie vor Bosman schon Cornelius Claussen angemerkt hatte,² die Wahrscheinlichkeit, dass sie noch zum konstantinischen Spolienbestand der Basilika gehören. Als möglichen Aufstellungsort erwägt Bosman die Flucht der Kolonnaden zwischen den Seitenschiffen, die er somit in den vormals querhausartig rekonstruierten Bereich nördlich und südlich des Hauptaltars hinein verlängern möchte (Abb. 2 und 3). Dabei setzt er voraus, dass vormals vier solcher Säulen zur Verfügung standen. Trotz der im Westbereich vorspringenden Anräume (Krautheimers ‚dwarf transept‘) hätte die Lateranbasilika somit noch weniger von einem Querschiff besessen als bislang

² Peter Cornelius Claussen, *Die Kirchen der Stadt Rom im Mittelalter 1050–1300, II: San Giovanni in Laterano*, Stuttgart 2008, S. 73.

vermutet und wäre vielmehr dem römischen Normaltyp der bis an die Abschlusswand durchgezogenen Kolonnade gleichgekommen, womit das für Sankt Peter gesicherte Querhaus noch singulärer dastünde. Die Entfernung der Säulen im späten 12. Jahrhundert könnte mit einer Anhebung des Fußbodens im Westbereich der Kirche und einer Erhöhung der konstantinischen Flügelbauten einhergegangen sein, Maßnahmen, die nach den Vermutungen von de Blaauw und Claussen schon einige Zeit vor Nikolaus IV. einen querschiffartigen Eindruck erzielen sollten. Ob der von Bosman vermutete Höhenunterschied wie auch der Wechsel von der Arkade zum Architrav innerhalb der Kolonnaden zu überzeugen vermag, bleibt zu überdenken. Jedenfalls bietet sich hier der erste ernstzunehmende Korrekturvorschlag an Krautheimers Rekonstruktion der konstantinischen Basilika, mit dem die vorliegende Neuerscheinung aufwartet.

Der konstantinischen Bautätigkeit ist darüber hinaus Olof Brandts Beitrag zum Baptisterium gewidmet, der an dieser Stelle seine eigenen älteren Forschungen, die er teilweise gemeinsam mit Federico Guidobaldi durchführte, zusammenfasst (221–238). Im aufgehenden Mauerwerk hat sich einiges von dieser bereits oktagon strukturierten Anlage und ihren deutlich tiefer als heute sitzenden Fenstern erhalten. Ob sie so wie der heutige, durch Sixtus III. (432–440) geprägte Bau oder wie das Mausoleum der Constantina und die konstantinische Anastasis-Rotunde in Jerusalem bereits eine innere, das Taufbecken umfassende Säulenstellung aufwies und einen erhöhten Kernbau von einem womöglich tonnengewölbten Umgang abgrenzte, wagt der Autor nicht zu entscheiden.

In einer Grabung beim Baptisterium, nördlich der Kapelle des Evangelisten Johannes gelegen, glauben Liverani und Haynes die Reste jenes Nymphaeums identifizieren zu können (239–249), von dem der *Liber pontificalis* sagt, Papst Hilarius (461–468) habe es gemeinsam mit einem dreiseitigen Säulengang vor dem Oratorium Santa Crucis errichtet. Die Stufen, die hier möglicherweise in ein Wasserbecken herabführten, wie auch der ins 4. oder 5. Jahrhundert zu datierende Fußboden, sprechen für ihre These. Andererseits lässt der *Liber pontificalis* an eine architektonische Einheit von ‚triporticus‘ und Nymphaeum denken, die der Plan in Abbildung 12.1 nicht aufweist, sodass auch diese Identifizierung bis auf weiteres mit einem Fragezeichen zu versehen ist.

Die mittelalterliche Geschichte des Kirchenbaus leitet Lia Barelli mit ihrer Analyse ausgewählter Mauertechniken ein (250–275). Dass der Porticus Sergius’ II. (844–847) vor der Ostfassade dabei an erster Stelle steht, befremdet insofern, als die Anlage bereits im 17. Jahrhundert beseitigt wurde, die Autorin deshalb auf Vergleichswerke wie die Vorhalle von Santi Quattro Coronati zurückgreifen muss. Ihr zweites Beispiel, die Türme des nördlichen Querhauses aus dem späten 13. Jahrhundert, waren, was Barelli offenbar entgangen ist, bereits von Claussen untersucht worden, der zu sehr ähnlichen Ergebnissen kam.³ Warum weisen die Herausgeber ihre Autoren nicht auf solche bibliografischen Lücken hin?

3 Claussen, 2008 (wie Anm. 2), S. 160–166.

Der im späten 12. Jahrhundert an die Stelle und neben die Vorhalle des Sergius gesetzte Porticus des Nicolaus Angeli mit der berühmten Inschrift ‚DOGMATE PAPALI...‘ und dem kirchenpolitisch so bedeutsamen Mosaikfries ist Gegenstand der Untersuchung von Anna Maria De Strobel und Nicoletta Bernacchio (276–293). Hier ergibt sich tatsächlich eine neue Perspektive, da die Autorinnen im Magazin der Vatikanischen Museen mehr als 40 Fragmente des vormaligen Frieses wiederentdeckt haben. Dazu liegt seit 2019 eine sehr gründliche Monografie vor, deren Ergebnisse in der vorliegenden Veröffentlichung noch einmal in Kurzform dargeboten werden.⁴

Wie schon in seinem Buch von 2008 widmet sich Cornelius Claussen den Erneuerungen des Bauwerks unter Nikolaus IV. (1288–1292), die eine Umgestaltung von Apsis, Querhaus und Fassade mit sich brachten (318–344). Ergänzt werden seine Ausführungen durch Sabina Francinis Bericht über die Grabung von Andrea Busiri Vici, der 1876 eine nochmalige Neustrukturierung des Westabschlusses der Kirche vornehmen sollte (114–133). Die zunächst vom Rezensenten gegen Krautheimer vertretene, anschließend besonders durch Sible de Blaauw begründete Auffassung, dass der Apsisumgang den Eingriffen Nikolaus’ IV. bereits vorangehen müsse,⁵ scheint inzwischen Konsens zu sein. Claussen hält die Entstehung dieses Chorumgangs schon unter Leo I. (440–461) für möglich. Argumente der Rezeptionsgeschichte, wie sie Lex Bosman in neuerer Zeit geliefert hat, lassen sich ebenfalls zugunsten einer solchen Frühdatierung geltend machen.⁶

An einen Aufsatz von 1998 anknüpfend beleuchtet Andrea de Marchi noch einmal die Freskenreste, die sich über der Holzdecke des 16. Jahrhunderts auf der Nordwand des Langhauses erhalten haben (379–399). Sie gehörten der offenbar unvollendeten Ausmalung von Gentile da Fabriano und Pisanello (1427–32) an, zu deren ursprünglicher Erscheinung inzwischen auch Bernhard Degenhart und Annegrit Schmitt in ihrem *Corpus der italienischen Zeichnungen* gewichtige Überlegungen beigesteuert haben.

Neben solchen auf die archäologische Bestandssicherung abzielenden Beiträgen stehen einzelne Aufsätze, die den vielschichtigen ideologischen Überbau der Basilika, ihren Rang und ihre ‚Selbstdarstellung‘ auszuloten versuchen. Rosamond McKittrick fragt danach, welches Bild der Lateranbasilika zwischen 6. und 8. Jahrhundert im *Liber pontificalis* entworfen wird (197–220). Über das Offensichtliche der Nachrichten geht sie dort hinaus, wo sie in Anlehnung an Federico Montinaro, der behauptet hatte, dass die im *Liber* aufgezeichneten Listen der konstantinischen Land-

4 *Il portico medievale di San Giovanni in Laterano: I frammenti ritrovati*, hrsg. von Anna Maria De Strobel, Vatikanstadt 2019.

5 Sible de Blaauw, „Deambulatori e transetti: I casi di S. Maria Maggiore e del Laterano“, in: *Rendiconti della Pontificia Accademia Romana di Archeologia*, 59, 1986–1987, S. 93–110.

6 Lex Bosman, „Architektur und Zitat: Die Geschichtlichkeit von Bauten aus der Vergangenheit“, in: *Architektur als Zitat: Formen, Motive und Strategien der Vergegenwärtigung*, hrsg. von Heiko Brandl, Andreas Ranft und Andreas Waschbüsch, Regensburg 2014, S. 11–32; ders., „S. Giovanni in Laterano and Medieval Architecture: The Significance of Architectural Quotations“, in: *Monuments & Memory: Christian Cult Buildings and Constructions of the Past. Essays in Honour of Sible de Blaauw*, hrsg. von Mariëtte Verhoeven, Lex Bosman und Hanneke van Asperen, Nimwegen 2016, S. 43–51.

schenkungen nicht den Übereignungen des 4. Jahrhunderts, sondern eher dem Besitz der Basilika im 6. Jahrhundert, zur Entstehungszeit der Papstvitensammlung also, entsprachen, mutmaßt, auch der Kirchenschmuck dieser Epoche werde durch den Autor in die Sylvester-Vita zurückprojiziert (206f.). Leider erfährt diese These keine weitere Begründung.⁷ Der Verdacht, gerade die Beschreibung des konstantinischen ‚fastigium‘ weise anachronistische, zur Zeit dieses Kaisers noch undenkbar ikonografische Einzelheiten auf, lässt sich auch in der älteren Literatur finden. Hier könnte sich eine zukünftige Forschungsperspektive abzeichnen.

Die Strategien des lateranensischen Klerus, sich gegen die bei Pilgern, und auch bei Pilgern von königlichem Rang, sehr viel beliebtere Peterskirche zu behaupten, fasst Carola Jaeggi zusammen (294–317). Die Einheit von Kirche und Papstpalast, ihre vorübergehende Funktion als päpstliche Grabeskirche, der Titel ‚caput et mater‘ und die Selbsteinschätzung als Tempel des Neuen Bundes, welcher in der historischen Nachfolge des Tempels zu Jerusalem stand, gab der Lateranbasilika nur während des 12. Jahrhunderts eine gewisse Vorrangstellung, die schon unter Innozenz III. (1198–1217) mit der Errichtung des Papstpalastes bei Sankt Peter und dem neuen Apsismosaik dort wieder in den Hintergrund trat und nach Avignon unwiderruflich verloren ging. Eine wichtige Ergänzung erfährt das Verständnis dieser lateranensischen Blütezeit durch Eivor Andersen Oftestad jüngste, außerhalb des Bandes publizierte Untersuchung zu den alttestamentlichen Reliquien der Erlöserbasilika.⁸ Wie sie nachweisen kann, hat sich die Frage nach dem Verbleib der Bundeslade und anderer Tempelschätze unmittelbar nach dem ersten Kreuzzug (1099) an einem sehr viel einsichtigeren Ort entzündet, nämlich am Felsendom in Jerusalem, den man am Platz des Salomonischen Tempels errichtet glaubte. Die dort angestellten Mutmaßungen wurden durch die *Descriptio Lateranensis ecclesiae* nach 1106, wie Oftestad glaubt, auf die römische Basilika übertragen, um somit eine ‚translatio templi‘ (der Begriff ist nicht zeitgenössisch) vom bedeutendsten Heiligtum des Alten Bundes auf die ranghöchste Kirche der Christenheit zu propagieren.

Natürlich kamen in der Lateranbasilika andere Reliquien hinzu. Dieselbe *Descriptio* des frühen 12. Jahrhunderts erwähnt erstmals die Häupter der Apostel Petrus und Paulus, die man damals in der Sancta Sanctorum aufzubewahren vorgab. Über deren Neuinszenierung in zwei kostbaren Büstenreliquiaren, die 1370 in dem neuen Hauptaltartabernakel Urbans V. ausgestellt wurden, berichtet Daniela Mondini, die hier an eine ältere Arbeit anknüpft (345–378). Einen ungemein belebenden Impuls erhielt der Reliquienkult, jetzt allerdings auf das Palastareal konzentriert, im 15. Jahrhundert; ihm ist Nadja Horschs Beitrag, dem wiederum ihre Monografie über die Scala Santa zugrunde liegt, gewidmet. Bei den ‚neuen‘ Reliquien, die zu jener Zeit in

7 Auch die neue Gesamtdarstellung der Autorin zum *Liber pontificalis* erweist sich in dieser Hinsicht als wenig hilfreich; vgl. Rosamond McKitterick, *Rome and the Invention of the Papacy: The Liber pontificalis*, Cambridge/New York/Melbourne 2020, S. 103–108.

8 Eivor Andersen Oftestad, *The Lateran Church in Rome and the Ark of the Covenant: Housing the Holy Relics of Jerusalem*, Woodbridge 2019.

den Pilgerberichten auftauchen – an erster Stelle jene Treppe vom Palast des Pilatus, über die Christus zum Verhör geführt worden sein soll – handelte es sich um Gegenstände zumeist architektonischer Natur, welche man mit dem Passionsgeschehen in Verbindung brachte. In welch vielfältige frömmigkeitsgeschichtliche Vorstellungsbezüge sich gerade diese Reliquien einordnen lassen, vermag Horschs weitsichtiger Ansatz aufzuzeigen. Neben der allgemeinen spätmittelalterlichen Passionsfrömmigkeit mit der ihr eigenen ‚imitatio Christi‘ kam die aus Jerusalem übertragene Verehrung der ‚loca sancta‘ als translozierte Memorialtopografie zum Tragen.

Am Schluss der Aufsatzsammlung steht Filip Malesevics nochmalige Untersuchung der Ikonografie des zum Jubeljahr von 1600 entstandenen Freskenzyklus im Querhaus der Basilika (492–522). Wer Jack Freibergs grundlegende Monografie zu diesem Thema kennt, wird sich Malesevics Behauptung, „scholarship has argued that the artists enjoyed a high degree of artistic freedom in the design of the iconographic programme“ (500), nur schwerlich anschließen. Über Freiberg geht der Verfasser insofern hinaus, als er in den Bildern auch Anspielungen auf die zeitgenössische Diskussion um die Stellung des Hauptaltars der Kirche erkennen will. Zudem möchte er den allzu bekannten Kirchenhistoriker Cesare Baronio als ‚concepteur‘ des Zyklus dingfest machen. Beides bleibt hypothetisch.

Sollte das vorangehende Resümee den Eindruck vermitteln, vieles von dem, was diese Publikation – gerade im Bereich des Mittelalters – biete, sei nur zweiter Aufguss älterer Forschungen, anderes hingegen im Bereich der Spekulation zu verbuchen, so dürfte die Lektüre des Bandes diese Einschätzung kaum widerlegen. Nach den grundlegenden Untersuchungen Krautheimers und seiner Mitarbeiter zur Architektur der frühchristlichen Basilika (1977), de Blaauws vertiefter Analyse von Liturgie und Sakraltopografie (1994) und Claussens umfassender Darstellung zu den späteren baulichen Umgestaltungen und zur Ausstattung der Kirche (2008) werden hier bestenfalls Details korrigiert, Akzente verschoben. Ähnliches galt im Übrigen schon für den ‚Schwesterband‘ zu Sankt Peter, den einige der hier beteiligten Autoren vor wenigen Jahren veröffentlicht haben.⁹ Zusammen reflektieren sie das bedauerliche Gesamtbild, welches die aktuelle Romforschung charakterisiert. Die Zahl der Publikationen und Veranstaltungen steht in keinem rechten Verhältnis zum wissenschaftlichen Neuertrag. Umso erstaunlicher, wenn man am Ende der vorliegenden Aufsätze noch einmal in das Vorwort schaut. Selbstbewusst verkünden die Herausgeber dort: „This volume brings together a body of work which collectively marks a major expansion in the range and depth of research in the Lateran.“ (5) Zumindest der Verlag und die ‚peer reviewers‘ scheinen ihnen geglaubt zu haben.

INGO HERKLOTZ
Universität Marburg

⁹ *Old Saint Peter's, Rome*, hrsg. von Rosamond Mc Kitterick, John Osborne, Carol M. Richardson und Joanna Story, Cambridge 2013; dazu die Rezension des Verfassers in *Journal für Kunstgeschichte* 20 (2016), S. 24–31.